

Bezugspreis
Die Halle und Bismarckstraße 1350 Mark
durch die Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr.
Die halbjährige Zeitung kostet monatlich 10 Mark.
Preis der Zeitung 10 Mark.
Jahrespreis 100 Mark.
Zustellereinstellung: Halle, GutsMuthsches Institut für Buchhandlung, Druckerei und Verlagsanstalt.
Zustellereinstellung: Halle, GutsMuthsches Institut für Buchhandlung, Druckerei und Verlagsanstalt.
Zustellereinstellung: Halle, GutsMuthsches Institut für Buchhandlung, Druckerei und Verlagsanstalt.

Morgen



Ausgabe.

Anzeigegebühren
Für die Halle und Bismarckstraße 1350 Mark
für Halle 15 Pfd. für 1000 Zeilen
Anzeigen in Halle des regelmäßigen Preises die Stelle
40 Pfd.
Anzeigen in Halle des regelmäßigen Preises die Stelle
40 Pfd.
Anzeigen in Halle des regelmäßigen Preises die Stelle
40 Pfd.

Völkische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

№. 479. — Jährg. 190. | Halle a. S., Donnerstag 13. Oktober 1898. | Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Schlegelstr. 87. | Berliner Bureau: Berlin SW., Bernauerstr. 4.

Deutsches Reich.

* Die Weisung der Prinzessin Albrecht hat in Kamenz gestern stattgefunden. Von 9 Uhr ab erfolgte Glockenläute vom Turm der evangelischen Kirche, in der die Leiche der Prinzessin Albrecht ausgebahrt war. Nach 10 Uhr sammelten sich in der Kirche die zur Teilnahme an der Feier erschienenen deutschen Kirchen und Abgeordneten, die Epiken der Provinzial-Verordneten und viele Mitglieder des sächsischen Adels. Kurz nach 10 Uhr betrat die Kaiserin am Arm des Prinzen Albrecht das Gotteshaus. Der Kaiser folgte allein und legte einen prachtvollen Kranz am Sarge nieder. Hierauf stimmte der Kirchenchor die Motette „Tei genen bis in den Tod“ an, worauf die Gemeinde „Jesus meine Zuversicht“ sang. Alsdann hielt Oberprovinzial-General Superintendent D. Dr. Prandner die Trauerrede. Nach dem Eingangsgebet „Wenn ich einmal soll scheiden“ sprach dann der Kamener Herrar v. Treslow das Gebet und erteilte den Segen. Der Gemeindegebet „Jesus er mein Geland lob“ sowie Orgelspiel beschloß die Gedenkfeier. Vor Verlassen der Kirche wurden die Majestäten am Sarge nieder und verabschiedeten sich durch ein stilles Gebet von der Leiche der Prinzessin.

* Das Kaiserpaar ist, von Kamenz kommend, gestern Abend 9½ Uhr auf dem Nordbahnhof in Wien eingetroffen und hat mittels Verbindungsbahn die Fahrt nach dem Semmering fortgesetzt. Der König und die Königin von Italien sind diese Nacht nach Venedig abgereist, wo sie heute früh 8 Uhr eintrifft, um im Laufe des Vormittags das deutsche Kaiserpaar zu empfangen.

* Das sächsische Telegraphen-Bureau verbreitet folgende Nachricht: Prinz Albrecht soll durch den Tod seiner Gemahlin bereit erschüttert sein, daß er, wie schon früher verrietete, von der Ausrüstung des Bergbaus Braunschweig jetzt in der Tat zurücktreten und sich ganz nach Kamenz zurückziehen will. Die Mitteilung ist vorläufig auf ihre Begründetheit nicht zu kontrollieren.

* In den letzten Tagen sind in Anknüpfung an Mitteilungen über die Rückkehr des Kaiserpaars von Palästina durch die Presse Nachrichten über die Eröffnung der neuen Legislaturperiode des Reichstags gegangen, die einander widersprechen. Solche Meldungen sind insofern bedauerlich, als sie die Reichstagsabgeordneten nicht dazu kommen lassen, ihre notwendigen privaten Dispositionen für die rechte Zeit zu treffen. Der Tag der Eröffnung der nächsten Reichstags-Sitzung dürfte gegenwärtig überhaupt noch nicht feststehen, soviel aber darf als ziemlich sicher angesehen werden, daß er in das Ende des Novembers oder in den Anfang des Dezembers fallen wird. Wahrscheinlich dürfte die Reichstags-Sitzung beständig um dieselbe Zeit wie im vorigen Jahre eröffnet werden, wo der Beginn am den 30. November fiel.

* Wir hatten schon vor acht Tagen gemeldet, daß der vom „Bismarck“ publizierte Versuch, das Ministerium des Reiches von dem Reichstag zu trennen, durch das Ministerium des Reiches selbst nicht durchzuführen wurde. Demnach reagierte der „Bismarck“ nicht darauf. Namentlich erwähnten die „B. N. N.“ die Anwesenheit ebenfalls, da konnte das sozialdemokratische Organ doch wohl nicht schweigen. In einer Fülle von verurteilenden Redensarten findet sich aber folgende Bemerkung: „Uns hat das Ministerium nicht im Original vorgelegt.“ Damit ist angedeutet, daß der Informator das Wort „Vertraulich“ aus eigener Machtvollkommenheit dem Erlaß beifügte, um ihn interneren zu machen. Ein Wieder-mann, der seine Behörde verrät, ist eben ein Ehrenmann eigener Art auch seiner Partei gegenüber. Um leiblich darf wohl der Wunsch wiederholt werden, daß man bei der Regierung auf Vertraulichkeiten verzichten möge. Das Gesetz wird die Verhältnisse fördern und vertragen breite Öffentlichkeit.

* Zur Frage der „Erhebung der Märzgefallenen“ nehmen jetzt auch die „B. N. N.“ offizios das Wort und führen, ganz in unserm Sinne, das Folgende an: „Der Reichstag hat am 9. Juli 1898 charakteristisch die von der Stadtverordneten-Versammlung Berlins beschlossene Erhebung für die Märzgefallenen als eine Erhebung revolutionärer Naturen und somit als eine Erhebung der Revolution selbst. Es wird keinem Zweifel unterliegen, daß in einer solchen Verherrlichung der Revolution ein Schaden für das Gemeinwohl zu erkennen sein würde. Wie der schon von dem Magistrat zu den Alten gelegte Beschluß der Stadtverordnetenversammlung auf Erstattung eines Beschlusses für die Märzgefallenen beweisen kann, auch eine Verherrlichung der Revolution sehr wohl in einer nachteiligen Anlage bedinglich werden, und es würde daher nach dem geltenden Recht sowohl das Recht als die Pflicht der Polizei sein, einem Vorhaben, das sich als zu Ehren der Märzgefallenen, also zu Verherrlichung der Revolution, einzu-mischen und daher dem Gemeinwohl zum Schaden gereicht entgegenzutreten.“

* In den einmaligen Ausgaben des ordentlichen Staats

der Marinerverwaltung für 1899 wird ein weiterer Theil der Forderungen der in der vorigen Reichstags-Sitzung bewilligten Flottenvorlage bezüglich des Baues von Kriegsschiffen in die Erörterung treten. Die einzelnen Positionen für die Neubauten werden in nächster Zeit vom Bundesrathe endgiltig festgelegt und mit der Vorlegung des Etats an den Reichstag bekannt gegeben werden. Neben den Neubauten wird aber auch in nächster Etat eine Anzahl von weiteren Raten für schon in Angriff genommene Bauten gefordert werden müssen. Der Kreis dieser Forderungen läßt sich schon heute übersehen.

Zunächst kommen dabei die Ersatzbauten in Betracht. Zwei Panzerschiffe, „Kaiser Wilhelm II.“, der als Ersatz für „Friedrich der Große“ eintreten soll, und der „Erlag“ für „Graf Bismarck“, ein Kreuzer 1. Klasse, für „Fürst Bismarck“ (Erlag „Erlag“) sowie zwei Kanonenboote als Ersatz für „Wolf“ und „Habsicht“ fallen in diese Kategorie. Von den größeren Schiffen sind „Kaiser Wilhelm II.“ und „Fürst Bismarck“ soweit vorgeschritten, daß für sie die letzten Raten gefordert werden können, für die Ersatzbauten von „Wolf“ und „Habsicht“ werden die Ersatzraten ganz sicher verlangt werden, da damit erst wieder 4 Kanonenboote vorhanden sein werden. Sodann werden die zweiten Raten für die im vorigen Etat geforderten und bewilligten Neubauten eingeleitet werden müssen. Hierbei sind die Zerstörer A und B, der große Kreuzer A, die kleinen Kreuzer A und B sowie das Zerstörerkanonenboot und die Zerstörerboote zu berücksichtigen. Für weitere Raten werden demnach im nächsten Jahreshaushaltskassen 8 Minierschiffe und Kreuzer sowie 2 Kanonenboote in Betracht kommen.

* Seit einiger Zeit bringen verschiedene Zeitungen wieder mehr oder minder ausführliche Einzelheiten über die von der Reichspost- und Telegraphenverwaltung geplante Umgestaltung der Verordnungsverhältnisse. Es kann auf Grund zuverlässiger Auskunft mitgeteilt werden, daß im Reichspostamt zwar seit längerer Zeit Beratungen über diesen Gegenstand stattfinden, daß aber bestimmte Beschlüsse noch nicht gefaßt sind. Die Beratungen beziehen sich vor allem auf die Anforderungen an den Gesundheitszustand, welchen die Reichspostverwaltung von den Neuerbern um Anstellung im Post- und Telegraphendienst erheben muß.

Es soll insbesondere dabei gewirkt werden, daß bei der ärztlichen Untersuchung der Bewerber die Zweckmäßigkeit der Abmündungsorgane — der Augen und des Halses — so zuverlässig wie möglich ermittelt werde. Im letztgenannten ist es besonders die richtige Richtung des Bewerbers mit der Schwind-sucht oder einer Entzündung durch Familienangehörige zc., die an dieser Krankheit gelitten haben oder noch leiden, vorliegt, sind von den Behörden in jedem Falle Ermittlungen vorzunehmen. Nach Umständen haben die Ober-Verordnungsstellen die nachmalige ärztliche Untersuchung des Bewerbers anzuordnen und den Antrag, soweit erforderlich, von dem Ergebnis der Ermittlungen oder den sonstigen Bedenken in Kenntnis zu setzen. Bewerber, deren Abmündungsorgane nicht völlig gesund befinden werden, sind von der Annahme auszuschließen. Im Uebrigen ist es Sache des Bewerbers, wenn Gegenstände von vorhanden ist, durch einen Notarvermerk feststellen zu lassen.

* Wenn von einigen Seiten die Mitteilung verbreitet wurde, daß das preussische Kultusministerium das neue und noch durchaus nicht bewährte Stenographiesystem Stolze-Schrey als fakultativen Unterrichtsgegenstand in die Lehrpläne einzuführen gedachte, so hat sich neuerdings die Wichtigkeit dieser Mitteilung herausgestellt. Das Kultusministerium hat nämlich noch vor kurzem seine Genehmigung dazu erteilt, daß an der neu errichteten Handelshochschule in Aachen, die bekanntlich der dortigen Technischen Hochschule verbunden ist, der Stenographie-Unterricht nach dem System Gabelberger erteilt wird. Solcher Art würde das nicht der Fall gewesen sein, wenn das Kultusministerium sich für das oben genannte System entschieden hätte.

* Sozialdemokratische Schreppropaganda. Trotzdem in den letzten Jahren bei der günstigen Lage des Bergbaues die Löhne der Bergarbeiter eine erhebliche Steigerung erfahren haben und gerade im Ruhrkohlenrevier die besten in Deutschland sind, von einer Nothlage also gar keine Rede sein kann, soll dort ein allgemeiner Ausbruch angezettelt werden. Der sogenannte alte Bergarbeiter-Verband, der unter sozialdemokratischer Führung steht, hat eine Reihe von Besammlungen abgehalten, in welchen gleichlautende, von den Agitatoren vorgelegte Beschlüsse gefaßt wurden. Punkt 1 verlangt eine Lohn-erhöhung von 10 Pfd. in allen Arbeiterklassen. Dazu wird eine Reihe von Forderungen betreffs Behandlung der Arbeiter durch die Beamten, Arbeiter-Kontrollen, Koalitionsrecht zc. erhoben. Weß Gebietes sie sind, dafür zeugt der Postus betreffs der angeblichen Bedrohung des Koalitionsrechts, welcher lautet:

„Die unterdrückte Volksmasse würde in ihrer verzweifeltsten Empörung den maßlosen Reichen der Propaganda der Arbeiterrechtlichkeit durch eine Beschäftigung des verzweifeltsten Anarchismus hinaus.“

Aus Essen verlautet, man sei in den Kreisen der Bergbau-Unternehmer fest entschlossen, den von dem Bergarbeiterverband aufgestellten weit übertriebenen Forderungen gegenüber, einen durchgehenden Standpunkt einzunehmen. Ein Ausbruch der Bergarbeiter solle mit einer Betriebs-einschränkung auf den Boden und einer Herabsetzung der Löhne beantwortet werden. Genügt ein solches energisches Auftreten von vornherein das wenig Wahrscheinliche, einen friedlichen Streit zu verhüten. Es wird nämlich auch die wohl verständliche Meinung laut, die Arbeiter hätten es vorzuziehen selbst nicht unmittelbar auf einen Ausbruch, sondern mehr auf die Propaganda für den sozialdemokratischen Verband und dessen Stärkung abzugeben.

* Die vielfach verbreitete Nachricht, daß die Hoforte die Befestigung der Konferenz, betreffend die gegen die Anarchisten zu ergreifenden Maßnahmen, nur unter der Bedingung in Aussicht gestellt habe, daß in derselben auch über Maßnahmen gegen armenische und jungtürkische in Auslande wirkende Agitatoren beraten werden solle, ist ohne Begründung. In der That sind die Hoforte in ihrer Vorbehalten gemacht worden. Eine Meldung der „Wiener „Hol. Corr.““ behauptet, daß die Konferenz gegen die Anarchisten in der italienischen Hauptstadt tagen wird; ein definitiver Beschluß sei jedoch noch nicht gefaßt worden. Auch sei es nicht richtig, daß der diesbezügliche Vorschlag von Deutschland ausgegangen sei. In den Ministerien der Justiz und des Innern in Rom ist man gegenwärtig mit der Ausarbeitung des Konferenzprogramms beschäftigt.

* Der Pariser Korrespondent der „Kreuzzeitung“ ist dort angekommen worden; es ist ihm indessen auf sein Einsehen ein kurzer Aufschub gewährt worden. Wie wir hören, handelt es sich um Herrn Gagnon, der durch eine Nachricht den Umständen der französischen Regierung sich zugesogen hat.

* Durch Kaiserliche Kabinettsordre ist der Kapitän zur See Jaeschke im Stabe des Oberkommandos der Marine, zum Gouverneur von Kiautschau ernannt worden, der bisherige Gouverneur, Kapitän zur See Rosenbach, tritt zur Marineleitung der Offize zurück. Kapitän Jaeschke, der f. Lt. den „Kaiser“ nach Ostasien führte, war an den Vorbereitungen für eine Gebietsvererbung in China sowohl draußen als auch im vorigen Winter, als die Pläne zur That reifen, in Berlin im Oberkommando hervorragend beteiligt. Er gehört zu den bedeutendsten Offizieren der Flotte und man darf in Bezug auf seine Ernennung aussprechen, daß damit der rechte Mann an die rechte Stelle gestellt worden ist. Zu bedauern bleibt, daß Kapitän Jaeschke, der von Anfang an allgemein als die geeignete Persönlichkeit bezeichnet wurde, nicht gleich der erste Gouverneur geworden ist. Möge seiner großen Begabung und Umsicht die koloniale Entwicklung der jungen Kolonie gelingen. Dem Vernehmen nach wird Kapitän Jaeschke die Reise nach China zu Anfang Januar antreten. Mit ihm scheidet der vierte höhere Offizier aus dem Oberkommando, das innerhalb kurzer Zeit seine begabtesten Mitarbeiter zu anderen Stellenungen berufen sieht.

* Eine deutsch-belgische Kolonialgesellschaft ist nach einer Meldung der „F. Z.“ in der Bildung begriffen, die sich bedeutende Konzessionen zur Ausbeutung der im oberen Zangabeden (Deutsch-Süd-Kamerun) abgetretenen sieben Millionen Hektare geistert hat.

Die Palästinafahrt uneres Kaiserpaars hat gestern seinen Anfang genommen. Wie auch an anderer Stelle mitgeteilt, sind die Kaiserlichen Majestäten gestern Mittag von Kamenz aus, wo sie der Weisung der Prinzessin Albrecht befolgt, über Wien nach Venedig abgereist. In der alten Lagunenstadt werden sie heute Vormittag von dem entgegengerendeten italienischen Königspaare empfangen werden, um sodann das Schiff zu besteigen, das sie nach Genua führt wird. Das Verbleib der jetzt zur Ausführung gelangenden Reise besteht schon Jahre lang und war völlig unabhängig von irgend welchen politischen Erwägungen; die Absicht des Kaisers fand seit, die die freitliche Frage auf-tauchte, die durch Deutschlands Haltung im griechisch-türkischen Krieg besondere türkische Sympathien für Deutschland gerechtfertigt wurden, die andere internationale Schwierigkeiten sich er-hoben. Nur die nicht regulären Zusprüche, welche die politische Weltlage in den letzten Jahren erfahren hat, und die damit gemachten Empfindlichkeiten und Leidenschaften, konnten es zu Wege bringen, daß der Reise des deutschen Kaisers nach Konstantinopel und Jerusalem im Auslande hauptsächlich Zweck unterlegt wurden, die sie niemals haben sollen und nicht hat. Wenn die Kaiserfahrt indes-thatsächlich nun eine tiefere politische Wirkung haben wird, so werden diesen ihnen sehr unangenehmen Erfolg zum großen Teil gerade die Gegner und Neider hervorgerufen haben, welche nicht genug Schreihel über die Reise machen können, indem sie verbreiteten, Deutschland wolle damit eine höhere Machtstellung in der Türkei und im ganzen Orient gewinnen, und der Protestantismus solle durch die



(Nachdruck verboten.)

Das Geheimniß von Birkenried.

40) Roman von Carl Ed. Klopfer.

Nicht ſiegesgewiſſes Frohlocken lag in dem leiſen Lächeln, unter dem Graf Morawinski zu Rätthe ſprach, aber eine glückliche Zuverſicht auf die Macht der unendlichen Liebe, die er für ſie im Herzen trug, der fromme Glaube an das Wunder, daß ſie zuſammenführen müſſe, die einander gut ſind.

Und als er ſich wieder den Andern zuwandte, da war ſein hübsches Geſicht verklärt, als habe er den Blick in ein Paradies gethan. Was er nun ſagte, das wäre ihm früher gewiß nicht ſo leicht geworden.

„Es würde mich ſehr glücklich machen, wenn ich annehmen dürfte, daß die einſtigen freundlichen Beziehungen zwiſchen Rebenſtein und Birkenried keine Unterbrechung erfahren würden. Legen Sie es mir nicht als Aufbringlichkeit aus, wenn ich darum bitte. Ich hätte es vielleicht nicht gewagt, damit vor Sie hinzutreten, meine Herrſchaften, wenn ich es nicht vor Allem als meine Pflicht gegenüber der Frau Baronin —“ er verneigte ſich leicht vor Eglantine — „meiner Kouſine, gehalten hätte, die auf Birkenried ja zu viel Erinnerungen zurückließ, um es ſo leicht miſſen zu können.“

Hans und ſeine Frau getrauten ſich nicht, einander bei dieſen Worten anzusehen, aber der herzliche Ton Wladimir Morawinski's, der ſeine Takt, mit dem er da vorging, waren ſo rührend, daß die momentan in ihnen aufſteigende Bitterkeit bald wieder verſchwand. Eglantine ſagte dem Vetter mit einem dankenden Händedruck zu, daß ſie von ſeiner herzlichen Einladung mit inniger Freude Gebrauch machen werde, und da fand auch Brünow die leichte Art wieder, in der er heute von Anfang an mit dem Gutsherrn von Birkenried, dem einzigen Verwandten ſeiner Frau, verkehrt hatte.

Wenn es noch etwas gab, woraus ein feiner Beobachter hätte erkennen können, daß zwiſchen dieſen beiden Männern einſt ein anderes Verhältniß geherrscht hatte, ſo war es der Umſtand, daß Brünow die vertrauliche Anrede „lieber Graf“ gebrauchte, während Morawinski nie von dem korrekten „Herr Baron“ abwich. Das kam hier aber entſchieden Niemand zum Bewußtſein. Man plauderte mit heiterem Behagen mit einander, und als man ſich trennte, trugen alle Theile die Ueberzeugung davon, daß die Wiederherſtellung der freundschaftlichen Beziehungen zwiſchen Birkenried und Rebenſtein keine bloße Phraſe geweſen ſei.

Während Brünow dem Nachbar zuvorkommend das Geleite gab, benutzte Rätthe den unbewachten Augenblick, um nach ihrem Zimmer zu entſchlüpfen. Da, hinter den Fenſtergardinen verborgen, rieb ſie ſo weit die Eisblumen von einer der Scheiben, um ein Guckloch zu gewinnen, durch welches ſie beobachten konnte, wie der ſcheidende Gaſt unten im Hofe in ſeinen Wagen ſtieg. Ihre Augen leuchteten, und auf ihren Wangen flammte eine Gluth, als ſtünde ſie an einem Hochofen.

Wie gut ihm der dunkle Pelz ſtand, aus deſſen Kragen ſich ſein intelligenter Römerkopf ſo ausdrucksvoll erhob! Und wahrhaftig, er warf noch einen ſehnjüchtig verlangenden Blick herauf, ehe er die Wagenthür hinter ſich ſchloß!

Rätthe ſprang erſchrocken zurück, als ob ſie wirklich hätten fürchten müſſen, von ihm auf ihrem Beobachtungsposten geſehen zu werden. Mit angehaltenem Athem, die Hände an die Bruſt gedrückt, ſtand ſie da, mit vorgeneigtem Geſichte lauſchend, bis der Wagen davon war. Dann warf ſie ſich mit ausgebreiteten Armen auf den Divan hin, als könne ſie die Fülle deſſen, was in ihr wogte, nicht länger bewältigen. —

„Wo haſt denn Du bis jetzt eben geſteckt?“ fragte ſie der Bruder, als ſie endlich wieder im Salon erſchien.

„Die Späßen habe ich gefüttert,“ antwortete ſie lachend. — „Und nun, Mama, hoffe ich, daß auch wir bald zur Aſung kommen, ich habe einen ſo großmächtigen Hunger, wie noch nie — einen Hunger nach — nach allem Möglichen . . .“

Hans war höchlich befriedigt. Hatte ihn Morawinski's ganzes Verhalten Rätthe gegenüber zu der Ueberzeugung gebracht, daß er ſich die Liebe, wenn überhaupt je eine ſolche ſo eigentlich in ihm beſtanden, aus dem Kopfe geſchlagen habe, ſo gab ihm Rätthe jetzt den augenſcheinlichen Beweis, daß ſie von ihren „Bacſiſchſchmerzen“ nicht minder radikal kurirt ſei.

Rätthe's Ungebuld, mit den Thrigen den Beſuch des Herrn Nachbarn zu erwidern, trübte in den nächſten Tagen ihre frohe Laune immer mehr. Jetzt ärgerte ſie ſich fürchtbar über den Bruder, durch deſſen Anweſenheit ſie ſich doch eine Aufheiterung in dem einförmigen Leben auf Rebenſtein erhofft hatte. Dennoch wagte ſie es nicht, ihn daran zu erinnern, was ſchon die gewöhnlichſte Höflichkeit gegenüber dem liebenswürdigen Gutsnachbar nach ihrer Meinung erfordert hätte. Da kam ihr endlich von der Schwägerin eine unerwartete Hilfe.

Eglantine ſchien Brünow's beſorgte Miene nicht zu bemerken, als ſie den Vorſchlag machte, den gemeinſamen Beſuch auf Birkenried nicht länger hinauszuschieben. Man mußte wirklich glauben, es handle ſich bei ihr nur darum, mit dem guten Vetter in freundschaftlichem Verkehr zu bleiben. Und am anderen Tage machte man ſich auch in der That auf, Morawinski zu überrafchen. Da wurde es Hans freitlich bald klar, was ſeine Frau auf Birkenried eigentlich wollte.

Nachdem man mit dem Hausherrn eine Stunde annehm verplaudert hatte — es war in einem Salon, der früher zu den Gemächern des Fräuleins v. Merkenfeld gehört hatte; Morawinski ließ ja die Gemächer ſeiner Mutter aus Pietät unbenützt —, da wußte Eglantine mit ſeinem Geſchick die Bitte vorzubringen, die ſie hierher geführt hatte. Es ſei ihr ein Herzensbedürfniß, ſich wieder einmal in den Räumen umzuſehen, worin ſie mit der Tante ſo lange gelebt.

Der Graf erhob sich, um ihren Wunsch augenblicklich zu erfüllen und sie zu begleiten.

„Nicht doch,“ lehnte sie verbindlich ab. „Ich könnte eine allgemeine Störung unmöglich zulassen, und Sie werden wohl begreifen, lieber Vetter, daß ich auf diesem Gange auch lieber allein bin. — Nein, mein Freund!“ wehrte sie auch dem Gatten, der sich jetzt voll Unruhe erhob. „Ich kann auch Dich nicht dabei brauchen.“

Und sie entfernte sich eilig, dem Blick ihres Mannes ausweichend.

„Ich weiß nicht, warum Dich dieses Verlangen Tini's so verdrießt,“ wandte Käthe sich an den Bruder. „Ist es nicht ganz natürlich?“

„Sie wird sich aufregen unter diesen Erinnerungen,“ sagte Hans mit etwas belegter Stimme.

„Seh' doch, Du bist zu ängstlich!“ meinte jetzt auch die Mutter. „Als ob sie noch krank wäre!“

Hans konnte nichts mehr erwidern. Wäre Käthe nicht gewesen, deren munteres Geplauder nicht einen Augenblick ruhte, so hätte sein Wesen Besremden erregen müssen. So hatte Morawinski genug zu thun, der reizenden Blanderei zuzuhören und zu antworten, und er that es mit so glücklichem Hingebung, daß in der alten Baronin allmählich eine leise Ahnung aufdämmerte . . .

Eglantine fand die Zimmer, die einst die Tante bewohnt hatte, unvergeschlossen. Mit Schaudern betrat sie das Schlafkabinet — das Sterbegemach. Hier war Alles sorgfältig wieder in den Zustand gesetzt worden, wie es zu Lebzeiten der Gräfin Abelgunde gewesen; nichts erinnerte mehr an das Aussehen des Zimmers nach dem Weggange der behördlichen Untersuchungskommission. Eglantine trat an das Bett, die Gardine war halb zurückgeschlagen, die Kissen und Decken wie zum gewohnten Gebrauche bereit. Da drückte sie die Hände an die Schläfen und starrte in das Halb Dunkel unter dem Zelthimmel, als müsse sie mit ihrem brennenden Blicke noch einmal die Geister heraufbeschwören, deren schreckliche Macht sie einst an dieser Stelle gespürt. Da stand sie ja endlich an dem Ziele, nach welchem sie in den letzten drei Monaten verlangt hatte — Anfangs unter zitternder Furcht, bald aber mit dem Drange nach Wahrheit um jeden Preis.

Brünnow's Versicherung, daß weder er noch Gekner einen Verdacht an ihr damaliges Gebahren vor diesem Bette geknüpft hätte, war wirklich mächtig genug gewesen, sie mit dem Troste zu erfüllen, sie habe sich — verwirrt durch die Lektüre des Buches über den Hypnotismus — grundlosen Befürchtungen hingegeben. In glücklicher Betäubung hatte sie sich an den Traualtar führen lassen, aber, als ob der vollzogene Vermählungsakt das bewirkt hätte, fühlte sich gleich nachher wieder von den alten Sorgen befallen. Nur zu bald hatte sie auch die Schatten zu deuten gewußt, die auf des Gatten Stirn erschienen, nur zu bald hatte sie in seinem Blicke gelesen, wenn er mitten in der lebhaftesten Umgebung in ein finsternes Briten versank, aus dem ihn ihre Anrede erschreckt emporsahren ließ. Da war es wie Schuppen von ihren Augen gefallen: er weiß, er leidet unter dem — Meineid! Darum hat er den Offiziersrock für immer ausgezogen, darum hasset er jetzt ruhelos von Ort zu Ort! Und da war's auch bei ihr mit der Tapferkeit vorbei gewesen, mit welcher sie ihm für alle Zukunft das Lächeln der glücklichen Ehegefährtin hatte zeigen wollen. Ihr Lebensmuth, alle Hoffnung war geknickt; was sie vielleicht allein noch von einer That der Verzweiflung abhielt, das war der unbezähmbare Drang, sich volle Klarheit über die Ereignisse jener Nacht zu verschaffen, die der Tante das Leben gekostet hatten. Tausendmal lag ihr die Frage an Hans auf der Zunge: „Wie habt Ihr, Du und Gekner, Euch die Sache zusammengereimt,

als ich Euch mit verbundenen Augen in das Schlafkabinet führte?“ Aber sie schraf immer wieder davor zurück, denn nicht nur, daß er ihr doch wohl kaum die Wahrheit gesagt hätte, sie wußte vor Allem ja, daß er eine offene Erörterung über das fälschlich gegebene Ehrenwort niemals hätte ertragen können. So mußte sie sich daran genügen lassen, in seinem martervollen Dahinsiechen die einfache Bestätigung zu finden, daß bei ihm über ihre grausige That kein Zweifel bestand. Und sie erklärte sich den Zusammenhang der Dinge genau so, wie Gekner ihn dem Freunde erklärt hatte: mit einer seit Langem wirkenden Selbsthypnose in der einstigen Hysterie; sie hatte von einem Gistmorde geträumt, den sie vollführen müsse, die Tante war erwacht — und der unselige Wahn hatte ihr Impuls und Kraft gegeben, die eingebildete Feindin zu erdroffeln. Das hatte sie sich an der Hand dessen, was sie aus dem Braid'schen Werke über den Hypnotismus erfahren, mit wissenschaftlichen Beweisen belegen können. Aber dann war etwas ganz Unerklärliches in ihrem qualvoll grübelnden Geiste aufgetaucht; wenn sie sich auch das leere Gistfläschchen (leer war es ja nach ihrer Meinung gewiß gewesen) früher auf ganz natürliche Weise verschafft haben mochte, ohne sich jetzt daran erinnern zu können, wie war es aber zugegangen, daß sie in jener Nacht Zutritt in das Schlafgemach der Tante erlangt hatte, in dieses Kabinet, von dem die Kommission am Morgen festgestellt hatte, daß es von innen verschlossen und verriegelt gewesen sei? — Und sie selbst hatte man, von der Starrsicht befangen, in der Bibliothek gefunden!

Das war die große Frage, die sie heute hierhergeführt hatte und mit der sie jetzt an diesem Bette stand. Damals, als sie sich hier die Binde von den Augen gerissen hatte, unter der sie mechanisch an den Schauplatz ihrer That zurückgekehrt war, damals hatte Professor Gekner ihr gesagt, sie habe ihren Weg auf naheliegende Weise durch die kleine Treppenthür zwischen dem Kabinet und dem Salon genommen, und das schien ja auch selbstverständlich. Aber auf dem Gange zur That selbst, in der Nacht zuvor — was da? — Immer war's ihr, als liege ein Schleier vor ihrem Gedächtniß und es bedürfe nur eines Gewaltaktes, eines jähen Stoßes, ihn mit einem Male zu lüften. Aber nun sah sie sich von der Hoffnung betrogen, dies würde ihr hier am Bette der Todten widerfahren. Der erwartete Einfluß versagte durchaus, kein Gedankenblich erhellte das Dunkel in ihrem Innern. Ja, sie war geheilt, endgiltig geheilt von ihren krankhaften Nervenzuständen, aber konnte sie dessen froh werden?

Und da rang sie verzweifelt die Hände und stürzte an dem Bette auf die Knie, die bleiche Stirn auf die Holzkannte des Lagers stützend, und flehte in inbrünstigem Gebete zu ihrem Schöpfer empor:

„O Gott, o Gott, der Du doch die Milde und Barmherzigkeit selbst bist und Deine Menschenkinder durch Wirrsale zum Lichte führst, gieb mir, wenn nicht Trost, so Gewißheit, einen Fingerzeig zur klaren Erkenntniß! Die Tiefe meines Stends vollkommen zu ermessen, ist ja auch schon eine Befreiung. So kann ich dieses Dasein nimmermehr ertragen. Nimm mich zu Dir, nimm mich zu Dir, Allgütiger, und laß mich drüben vor Deinem Anlitze die Wahrheit finden, wenn sie mir hier versagt bleiben soll!“ Und sie benezte das Bett mit ihren Thränen und blieb so liegen, bis sie sich auf den schmerzenden Knien nicht länger halten konnte.

Hoffnungslos wankte sie dann aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.) **Nestbauer.**

Von Hermann Grelling.

Im Volksmunde sind die Bezeichnungen „Nest“ und „Vogel“ fast ungetrenntlich verbunden. Man denkt kaum noch daran, daß eigentlich jede Heim- und Schlafstätte, die irgend ein Thier sich errichtet, ein Nest ist; der Begriff des Nestes ist vielmehr eben durch die fast allgemeine Eigenschaft der Vögel, Nester zu bauen, ein spezialisirter geworden. Man unterscheidet das Nest streng von den Höhlen und Bauten der Vierfüßler, von den Gespinnsten der Insekten. Der Begriff Nest setzt nicht nur eine gewisse kunstvolle Herstellung, sondern auch die Benützung von besonderem Baumaterial und die Einhaltung einer bestimmten Form voraus. So spricht man wohl auch von Bienen- oder Ameisenestern, aber niemand sieht deren Bauten im gewöhnlichen Leben als Nester an. Wenn man den Laien fragt: „Wer baut Nester?“ so wird mit unumstößlicher Sicherheit die prompte Antwort erfolgen: „Die Vögel“.

Nehmen wir das Wort Nest in dem von uns charakterisirten speziellen Begriffe, so kann man diesen Vorscheid keinen falschen nennen. In der That gehören derartige Nester, die einen Vergleich mit den Vogelnestern herausfordern, bei anderen Thiergattungen zu den Ausnahmen. Gebaut werden aber doch welche, und zwar gerade von Thieren, von denen man solche Sorgfalt und Kunstfertigkeit am wenigsten vermuthen sollte. Unternehmen wir einmal einen kleinen Spaziergang hinaus in das Lustwäldchen vor der Stadt. Die Bäume haben schon einen herbstlichen Anstrich, der Wald hat begonnen sich zu entlauben, daher ist es uns möglich, das noch vor einigen Wochen schier undurchdringliche Blätterdicht zu durchblicken und hoch oben in einer Gabel des Stammes ein großes kugelförmiges Nest zu entdecken. Was für ein Nest haben wir da vor uns und was für ein Vogel hat es gebaut? Lieber Naturfreund, der Vogel, der dieses kunstvolle Nest errichtet hat, hat vier Beine und einen buschigen Schwanz — es ist nämlich ein Eichhörnchen!

Also nicht nur die Vögel unter dem Himmel haben ihre Nester, sondern auch die Eichhörnchen, die niedlichen Affen unserer heimischen Wälder, und zwar hat nicht nur jedes Eichhörnchen ein Nest, sondern deren wenigstens vier. Das muntere Geschöpf ist sehr empfindlich gegen rauhe Witterung, weshalb ihm ein warmes Nestchen über alles geht. In jedem Jagdgebiet, wo es in Folge der Fülle der Beute einen einigermaßen längeren Aufenthalt vorberstelt, legt es ein Nestchen an, sofern sich nicht ein alter Krähenn- oder Eisternhorst findet, der sich für seine Zwecke ausbessern und einrichten läßt. Dann braucht es noch ein Nest, worin es seine Vorräthe aufbewahrt, solche für die Fortpflanzung und solche, die als Nachtquartier oder Winterherberge dienen. Die zu Zwecken der Fortpflanzung bestimmten oder als Winterherberge dienenden werden stets neu erbaut, höchstens benützt das Thierchen manchmal von den Vögeln bereits zurechtgearbeitete Niststoffe, wie jedes verlassene Vogelneft sie bergiebt. Der Boden gleicht völlig dem eines gewöhnlichen Vogelnestes, doch wird dasselbe zum Schutze gegen die Witterung mit einem kegelförmigen Dach versehen. Nester aller Art halten das Ganze zusammen; gelingt es dem kleinen Baumeister, sich den festgemauerten Boden eines verlassenen Eisternestes zu verschaffen, so wird dieser als Unterlage benützt. Dann macht es sich innen aus Moos und anderen weichen Stoffen ein behagliches Lager zurecht, wo es geduldig die Rückkehr warmer Witterung abwartet oder seine zarten Jungen verpflegt. Bei den Vögeln befindet sich der Zugang meist oben oder seitwärts. Das Eichhorn bringt denselben unten an, sichert sich aber die Flucht im Nothfalle durch einen zweiten kleineren Ausgang. Das Nest liegt gewöhnlich dicht am Stamme an, von unten gewährt es den Anblick eines fast kugelförmigen Keisiggestecks. Alles in allem muß es wohl einen äußerst behaglichen Schlupfwinkel gewähren, denn das Dach ist dicht genug, um dem Regen den Eingang zu verwehren, und die Thiere sind so klug, sich im Winter noch obendrein Schlafkammerabthschaft zu leisten, indem sie zu mehreren in einem Neste, fröstelnd in sich zusammengerollt, zusammenhocken. Das Ausgangsloch wird vorher sorgfältig verstopft.

Wir wollen uns nun ein zweites als Nest näher betrachten, noch weit schöner und kunstvoller als das des Eichhörnchens. Drunten im Niedgras finden wir es, frei aufgehängt an einem Schilfstengel, etwa einen Meter über der Erde, auf allen Seiten von ineinandergeschlochtenen Stengeln und Blättern schützend umgeben, so daß es, da fast ausschließlich die Blätter der es

tragenden Pflanzen zu seiner Herstellung gebient haben, ganz und gar die Farbe seiner Umgebung besitzt und in Folge dessen nicht leicht aufzufinden ist. Der zierliche Bau hat die Form und Größe eines Gänseleis; die zu förmlichen Fäden zerschlitzten Blätter sind zu einem dichten Filz verwebt, das Innere ist säuberlich geglättet und die Höhlung mit Wolle und weichen Stoffen sorgsam ausgepolstert. Von der Seite besitzt das reizende Nestchen eine kleine Oeffnung, durch welche die Bewohner aus- und einschlüpfen. Wenn wir uns just im Sommer dem Neste nähern, so verräth uns wohl ein leises Piepen aus dem Innern, daß gerade Junge darin sind. Vorsichtig fassen wir hinein, um zu sehen, was für Miniaturgeschöpfchen eigentlich darin hausen. Wir glauben Neprärentanten unserer kleinsten Vögel dort zu finden — vielleicht Zaunkönige oder Weisichen, wenn wir nicht wissen, daß die Nester der Zaunkönige anderswo zu suchen und die Weisichen Höhlenbewohner sind. Neugierig betrachten wir die nackten Zungen — vor Schreck lassen wir sie beinahe auf die Erde fallen, denn es sind keine Vögel, die wir da in der Hand halten, sondern Säugethiere. Der geschickte Baumeister, der das trauliche Nest geschaffen, ist niemand anders als die allerliebste Zwergmaus (*Mus minutus*), nächst der Zwergspitzmaus die kleinste Vertreterin der ehrenwerthen Familie Maus, ein nur 7 Centimeter langes Thierchen mit einem ebenso langen Schwanz. Oben ist sie braunroth, an der Unterseite weiß gefärbt, ihr Heim gründet sie an mit Gebüsch bewachsenen Feldrändern, aber auch auf freiem Felde, in Gärten, Stümpfen und Hühricht. Das Nest mißt etwa 6 Centimeter im Durchmesser, und die Geschicklichkeit, mit welcher die Zwergmaus jedes Blatt um Maule bearbeitet, ist wahrhaft bewundernswürth.

Die Haselmaus versteht es ebenfalls, sich gleich ihrem nahen Verwandten, dem Eichhorn, ein künstliches kugelförmiges Nest in dichten, schattigen Hecken oder Gebüsch, etwa 1 bis 2 Meter über der Erde, herzurichten. Sie verwendet als Baumaterial Grashalme, die sie mit Thierhaaren verwebt; der Eingang wird auf der Seite angebracht. Zu den Nestbauern unter den Säugethiere gehört selbstamerweise auch ein Affe, und zwar der menschenähnlichste, der Gorilla. W. Reade berichtet, daß das Männchen, wenn das Weibchen trüchtig ist, in einer Höhe von 5 bis 8 Metern über dem Boden ein Nest aus trockenen Stöcken und Zweigen baut, welche es mit den Händen zusammenschleppt. In diesem Neste bringt das Weibchen sein Junges zur Welt.

Doch nicht nur unter den Säugethiere finden wir Nestbauer. Auch manche Fische wissen sich eine derartige Wohn- oder vielmehr Fortpflanzungsstätte zu bereiten: wer hätte noch nicht vom Nestbau unseres Stichtlings gehört? Sein Nest befindet sich auf dem Grunde des Wassers, wo es so sorgfältig mit Sand bedeckt wird, daß nichts davon zu sehen ist; nur ausnahmsweise findet man es auch zwischen den Zweigen und Blättern der Wasserpflanzen. Mit großer Sorgfalt wird ein passender Platz erkoren und mit ungelöster Wuth behauptet und verteidigt. Einige Zweige und Blätter geben die Stütze, an diesen befestigt der Fisch allerhand Pflanzentheile und Wurzelchen, welche die Grundlage bilden und die er nicht nur in seinem Maule herbeiträgt, sondern auch mittelst eines von seiner Haut abgeordneten Klebstoffes durch Drücken und Reiben befestigt. „Die Flossen schüttelnd,“ sagt Heß, „mit auswärts gebogenem Leibe und erhobenem Kopfe, streift das Thier mit dem ganzen Unterleibe langsam über den Bau hin, dessen Theile man durch die abgeordnete Flüssigkeit des Fisches deutlich zusammenleben sieht. An den beiden Längsseiten werden jetzt kleine Wurzelfäserchen und Holzsplitterchen aufrecht eingefügt, durch Konserven (Wassersäden), Blattstückchen u. s. w. sorgfältig verbunden, und alsdann in gleicher Weise ein Deckel darüber gebaut. Jetzt drängt sich der Stichtling in die so entstandene Höhlung, so daß er von Pflanzen wie von einer Hülle umgeben ist, und beginnt sich langsam zu drehen. Das Nest erhält dadurch die Gestalt eines Muffs und hat zwei Oeffnungen.“ Ist der Bau vollendet, so lockt oder schleppt das Männchen, das allein sich dem Nestbau und der Brutpflege widmet, ein Weibchen in das Nest, das nicht eher wieder heraus darf, bis es seine Eier darin abgelegt hat. Sobald dies geschehen, wird es hinausgejagt, worauf das Männchen die Oeffnung sogleich vermauert. Die andere bemacht es, und den ausgeschlüpften Jungen Futter zu und verteidigt sie und Junge kühn gegen alle Feinde. Sind sie freilich genug, um sich selbst forthelfen zu können, so müssen sie sich gleichmüthig aus dem Staube machen, denn der bisher so besorgte Vater erkürt sie sich sonst zum leckeren Braten.

Auch einige Wespenarten dürften zu den Nestbauern im Sinne unserer Definition zu zählen sein, so vor allem die Papierwespen, welche mit ihren papierartigen, künstlichen Baläften den berühmten Webernägeln Konkurrenz machen. Das Baumaterial liefern auch hier durchsaute und mit Speichel gemischte Pflanzentheile; die Nester werden an den Unterseiten der Blätter, an Ästen oder Zweigen aufgehängt und hängen in Form von Kegeln, Kugeln oder Halbkugeln von diesen herab. Unter den Käfern ist es vor allem der heilige Willendreher (*Ateuchus sacer*), dessen zur Brutpflege bestimmtes Erzeugniß sich einigermaßen mit dem Begriff eines Nestes deckt. Männchen und Weibchen dieses Käfers, der im Thierkultus der alten Ägypter eine große Rolle spielte, formen aus Kuhdünger oder anderem gleichartigen Stoff eine feste und glatte Kugel von beinahe 5 Centimeter Durchmesser (je nach der Größe der Art auch kleiner) und versenken dieselbe, nachdem sie von dem Weibchen mit einem Ei versehen worden ist, in eine zu diesem Behufe gegrabene tiefe Röhre, die sodann mit Erde zugeworfen wird. Soviel Eier, soviel Kugeln und Röhren.

Die Wasserpinne bereitet sich ihr künstliches Nest im Wasser, indem sie von der Oberfläche des Wassers Luftblasen hinabträgt, diese mit einem firnisartigen Sekret umspinn und an Blätter oder Pflanzentheile anhängt. So entsteht allmählich ein Nest von der Größe einer Walnuß in Form einer kleinen Taucherglocke, das ihr, dicht mit Fäden umspinnen, als Wohnung und Zuflucht dient. Das Wunderbarste aber ist, daß sogar einige Laubrosenarten für ihre Brut eine Art roher Nester herstellt. So eine in Brasilien häufige Gattung (*Phylomedusa iheringi*), die ihre Eier zwischen zwei oder drei zusammengelegte Baumblätter legt.

Allerlei.

Bei einem taktischen Uebungsritt, den dieser Tage eine größere Anzahl von Offizieren des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2 unter Führung des in der Dregfus-Angelegenheit vielgenannten Obersten v. Schwarzkoppen in die Markt unternahm, hielten die Herren während einer Ruhepause im Rathhäusler zu Rheinsberg Einkehr. In dem dort aufliegenden „Offiziers-Gedenkbuch“ haben sich die Herren mit folgendem poetischen Erguß verewigt:

„Es reitet in Rheinsberg zum Thore herein
Eine Schaar „Franziskanerkreiter“
Und Alt und Jung und Groß und Klein
Ruft freudig: Uebungsreiter!
Holla hoch! Hurrah hoch! erreicht wäre die Stadt.
Es lebe der Durst und der, der ihn hat,
Bringt Wein her und laßt uns nicht warten;
Was scheert uns jetzt Taktik und Strategie,
Die Gläser geschwungen, wir pfeifen auf sie,
Fort mit den Plänen und Karten.
Holla hoch! jetzt gilt nur Laune und Wis,
Ist hier doch Friedrich's geheiligter Sitz,
Wo wir fühlen sein fröhliches Walten!
Die alten Bäume hier träumen so leis
Und flüstern die seltsam ergreifende Weis
Von Friedrich dem Großen, dem Alten.
Hier sang und pfeif er manch' wundersam Lied,
Wir folgen ihm freundlich und pfeifen mit:
Es lebe die Jugend, die Liebe.
Und wer nicht begreift uns're deutsche Art —
Zum Teufel mit ihm und zur Straß' ihm ward
Nach Friedrich's Recept — deutsche Liede.
Und zieh'n wir wieder hinaus zum Thor,
Dann holen wir auch wieder die Karten hervor.
Holla heh! so ist's bei uns Sitte,
So ist der Franziskanerbrauch,
So trieben's die Alten, so treiben wir's auch
Auf jedem Uebungsritte.

v. Schwarzkoppen, Oberst, und die Offiziere
vom Kaiser Franz-Grenadierregiment II.“

Der Bergsee bei Säckingen, der von Scheffel im „Trompeter“ besungene, ist ver schwunden! Eine Steinwüste erstreckt sich da, wo sich sonst die Tannen in den Kluthen des kleinen Gewässers spiegeln und nur ein armeliger Tümpel an der tiefsten Stelle erinnert daran, daß sich hier früher die Dichte und Karpfen stammelten oder daß man auch wohl, wie zu Jung Werners Zeiten geschehen, durch die Schuld ungeschickter Audecer

„einen namhaft alten Stiefel
und 'ne plattgedrückte Kröte“

füßen konnte. Der liebliche kleine See ist der Industrie zum Opfer gefallen; er mußte sein Wasser zum Betriebe der Säffinger Fabriken hergeben. Der Naturfreund aber, wie der Verehrer der Schöneitlichen Wäse sehen mit Betrübniß die verdödete Stätte, deren Besuch nun dem Wanderer nur noch eine Enttäuschung bringt.

Ein Robinson in Kärnthén. Aus Wien wird geschrieben: Ein in der Umgebung von Willach stationirter Gendarm sah vor einiger Zeit auf seinem Dienstgange durch den Wald aus einer bewaldeten Schlucht Rauch aufsteigen, und die Möglichkeit, daß hier ein Waldbrand im Entstehen begriffen sei, veranlaßte ihn, nach der Ursache der Rauchentwicklung Umschau zu halten. Das Resultat dieser Forschung verlegte ihn in Erstaunen. Am Ende der Schlucht befand sich, aus Steinen, Holz und Erde erbaut, ein Lager, die Zufluchtsstätte eines Unbekannten, und die Rauchwolke rührte von einem offenen Feuer her, das der Bewohner dieses Lagers angezündet hatte. Als der Gendarm die Entdeckung gemacht hatte, war der Ort verlassen, Niemand befand sich dafelbst, keinerlei Anzeichen gab es, wer der Bewohner dieser Waldhütte sei. In einem Winkel aber fand sich ein Gewehr, sowie scharfe Gewehr- und Revolvermunition. Der Gendarm setzte seinen Dienstgange fort und erstattete seinem Vorgesetzten die Meldung. Eine Gendarmrie-Patrouille machte sich auf, der Wald wurde abgesehen, aber erfolglos. Die Patrouille kam zur Waldhütte, diese war wieder leer, aber an verschiedenen Stellen ersah man, daß sie ihr Bewohner erst vor einigen Stunden verlassen hatte. Der Ort wurde umstellt, und des Abends gelang es, des Waldbewohners habhaft zu werden. Nach energischer Gegenwehr wurde er überwältigt und verhaftet, worauf man ihn mittels Eskorte nach Willach brachte. Der Häftling war total verwildert, ein langer verwahrloster Bart umrahmte das schmutzstarrende Gesicht, langes Haar bedeckte seinen Kopf, seine Kleidung hing ihm in Fetzen vom Leibe. Er gab an, Joseph Bernegger zu heißen. Wie lange er in dem Walde lebte, konnte er sich nicht erinnern. Er tröstete sein Dasein von Früchten und Thieren, die er schoß oder mit einer Schlinge fing. Wo er früher gemohnt hatte, will er unter keiner Bedingung angeben, und aus diesem Grunde nimmt man an, daß Bernegger ein Verbrecher ist, der sich auf diese romantische Art dem Arme des Gesetzes bisher entzogen hat.

Mehr als 100 Jahre im Bigenerrwagen zugebracht hat eine Engländerin, Namens Ann Smith, die bereits am 10. Juni d. J. ihren 109. Geburtstag erlebte. Die Alte, die sich augenblicklich in voller Rüstigkeit auf dem berühmten, alljährlich in Gloucester in England stattfindenden „Nov-Fest“ zeigt, ist in dem fahrenden Wagen eines Schaubudenbesizers geboren und hat nie ein anderes Leben kennen gelernt, als das des Nomadenvölkchens, das auf allen Jahrmärkten für einige Tage oder Wochen sein Domizil aufschlägt, seine Kunststücke oder Sehenswürdigkeiten dem Publikum vorführt und wieder weiterzieht. Troy ihres hohen Alters vermag die Greisin noch ohne Hilfe die kleine Treppe an ihrem fahrenden Hause hinauf und hinabzusteigen, und in ihrer kleinen Küche schaltet und waltet sie, wie jede ihrer Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen es in den übrigen thun. Von den sechzehn Kindern der auf allen Jahrmärkten in England von Jedermann gekannten Ann Smith leben noch sieben, von denen das älteste achtzig Jahre zählt und ebenfalls sechzehn Nachkommen hat.

Vom Büchertisch.

— Paul Kaiser — D. theol., Pfarrer an St. Matthäi in Leipzig — ist in weiteren Kreisen bekannt und beliebt durch seine homiletischen Werke, seine volkstümlichen Jubelschriften (Gustav Adolf und Melancthon) und durch sein in vielen deutschen Städten oftmals aufgeführtes Gustav Adolf-Festspiel. Zum ersten Male veröffentlicht er in seinem „Grüß Gott!“ eine Sammlung christlicher Lyrik, und da er als Liederdichter zu den geschicktesten Mitarbeitern einer ganzen Anzahl von angelegenen Zeitschriften gehört, wie Nachbar, Kirchliche Korrespondenz, Pfarrhaus, Dabeim, Christoterve u. A., so ist anzunehmen, daß er im christlichen deutschen Hause mit seinem „Grüß Gott!“ ein gern gelesener Gast werden wird. In seiner schmucken Ausstattung eignet sich das Buch ganz besonders als Geschenk zu Geburtstagen, Konfirmationen, Ostern, Weihnachtsen u. s. w., bietet nebenbei auch passenden Deklamationsstoff für Vereins-Feste und Versammlungen.

— Karl von Heigel, „Der Roman einer Stadt“. Roman in einem Bande. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 57. Preis gebettet 3 Mk., gebunden 5,50 Mk. — Ein originelles Thema ist es zweifellos, das sich der bekannte Romanzier in seinem neuesten Werke gestellt hat; er schildert in oft ergötlichen Szenen die Entwicklung einer kleinen Stadt Südtirols zu einem Modes-Luxurort. Eine fesselnde Handlung, sichere Charakteristik der Figuren und ein feiner Humor zeichnen das Buch aus, das einen weiteren eigenen Reiz durch die genaue Schilderung der Verhältnisse in Südtirol erhält, für welche der am Gardasee lebende Verfasser an Ort und Stelle jorgältige Studien gemacht zu haben scheint. Es liegt darum über der Geschichte der frische Hauch der Natürlichkeit, der in unserer Zeit einer oft phantastischen Grübeleien zugewendeten Romanproduktion doppelt angenehm empfunden.